



Land- und hauswirtschaftliche Rundschau

... des ...

Wiesbadener Tagblatts.

Garten-Kalender.

(Eigener Aufsatz für die „Land- und hauswirtschaftliche Rundschau“.)

Februar.

In der Hauptsache ist der Winter für den Gärtner nun wohl herum, wenigstens muß jetzt schon wieder jeder günstige Tag benutzt werden, um die eigentlichen Winterarbeiten zu beenden und mit den ersten Frühjahrsarbeiten, die Bestellung der ersten Mistbeete, zu beginnen. Der Januar war diesmal, was man von ihm erwarten kann, ein rechter Wintermonat. Er brachte uns, wie wir dies hier kaum anders gewohnt sind, zwar keine übermäßige, aber dafür eine ziemlich gleichmäßige, anhaltende Kälte. Für diejenigen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, ihre Beschäftigung im Freien zu suchen, gerade genug, um jetzt in der Hoffnung zu leben, daß der Winter in der Hauptsache vorbei ist. Wenn auch bei uns die für den Schutz der niederen Pflanzen so notwendige Schneedecke seither fast ganz gefehlt hat, so braucht man doch für diese Sachen bis jetzt keine allzu große Befürchtungen zu hegen, da der Himmel meist bewölkt war und die Pflanzen dadurch keinen allzu großen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht unterworfen waren. Erfahrungsgemäß tritt für diese Pflanzen die schlimmste Zeit erst im Februar und März ein, wenn durch die stärkere Wirkung der Sonne die Temperatur am Tage steigt und nachts sich Fröste einstellen, deswegen muß die Bedeckung derselben gegen Sonnenstrahlen auch an denselben Stellen so lange wie möglich beibehalten bleiben, wo dieser Schutz durch die natürliche Lage nicht schon vorhanden ist. Kommen im Februar die ersten schönen Frühlingstage, so hat der Gärtner keine Ruhe mehr, er überlegt, ob auch alle für den Winter geeigneten und notwendigen Arbeiten vollendet sind und was, für die Frühjahrs- und Sommerarbeiten kann vorge richtet werden, er wird dann immer finden, daß die Tage der Winterruhe (wenn er überhaupt welche gehabt hat) jetzt vorüber sind.

Die Bodenbearbeitung, die im vergangenen Monat wegen des starken Frostes fast ganz geruht hat und die oft im Herbst wegen Mangel an Zeit nicht ausgeführt werden konnte, darf nun, wenn die Witterung es irgend gestattet, nicht mehr länger verschoben werden. Ist der Boden offen, so kann man die betreffenden Flächen tief umgraben oder stürzen. Wenn auch wirklich die Fläche ein wenig gefroren ist, so daß sich vom Froste eine dünne Kruste gebildet hat, so ist dies beim Graben durchaus noch nicht hinderlich, im Gegenteil, dadurch wird nur die übermäßige Feuchtigkeit, welche im Boden vorhanden ist, ausgezogen, der Boden läßt sich außerdem viel besser umgraben, da er nicht zertreten wird und die Erde nicht am Spaten kleben bleibt. Es ist eine wahre Freude, bei solchem Wetter zu arbeiten. Schwerer ist die Sache schon, wenn stärkerer Frost eintritt, da ist diese Arbeit oft mit großen Anstrengungen verbunden, doch die gehabte Mühe wird sicher belohnt, und es empfiehlt sich immer, da es jetzt sonst noch nicht so viel zu tun gibt, diese Arbeiten, so lange es irgend geht und die Witterung es gestattet, auszuführen. Beim Rigolen während starken Frostes gebraucht man die Vorsicht, stets einen kurzen Graben in Angriff zu nehmen, damit, wenn es nachts stärker friert, das Anfragen am nächsten Tage nicht zuviel Arbeit verursacht. Richtet man das Land zur Gemüsekultur ein,

so muß der Boden mindestens auf 60 Zentimeter Tiefe rigolt werden. Die Absicht, die man beim Umgraben wie beim Rigolen verfolgt, ist Lockerung des Bodens; je öfter die Lockerung vor sich geht, um so fruchtbarer wird der Boden, namentlich wenn man dem Boden gleichzeitig Düngstoffe mit zuführt.

Im Gemüsegarten kann man gegen Ende des Monats, bei besonders günstiger Witterung, einige gegen Kälte weniger empfindliche Pflanzen oder solche mit lang andauerndem Keimungsprozeß ansäen, z. B. Karotten, Zwiebeln, Petersilie, auch Salat und die verschiedenen Kohlsorten. Wenn aber das Land sich nicht locker bearbeiten läßt, so ist es besser, derartige Arbeiten in diesem Monat zu unterlassen. Wer frühzeitig Blumen- und Gemüsepflanzen für das freie Land haben will und einen passenden hellen, luftigen, aber nicht warmen Raum hat, muß in Töpfe oder Holzkästchen, bei größerem Bedarf in sogenannte kalte Beete säen. Die Töpfe, welche man zu dieser Saat benutzt, sollen flach sein und wie die Kästchen auf dem Boden eine genügende Zahl von Löchern zum Abfluß des Wassers haben. Zur Verhütung des Ansammelns von Feuchtigkeit ist der Boden überdies noch mit einer Schicht Scherben, Holzkohlen und dergleichen zu belegen. Kräftige, doch leichte Erde ohne unverweste Düngerteile ist ein Hauptfordernis für das gute Gedeihen der auf diese Weise zu erziehenden Pflanzen. Die Decke des Samens bildet hier eine fein gesiebte Erde, besser noch Rheinsand.

Zur Herstellung eines sogenannten kalten Beetes mache man einen viereckigen Kasten aus Brettern oder Dieeln mit oben abgeschrägten Seitenwänden in einer dem Bedürfnis entsprechenden Größe, nicht über 1 bis 2 Meter breit. Der rechteckigen Vorderwand gebe man etwa 20 bis 25 Zentimeter, der Hinterwand 35 bis 40 Zentimeter Höhe, wähle einen sonnigen, trockenen Platz, der möglichst gegen Norden und Osten geschützt ist, hebe den Erdboden 5 bis 10 Zentimeter tief im Umfang des Kastens aus und stelle diesen so ein, daß die Vorderwand gegen Süden zu stehen kommt. Die Erdschicht im Kasten wird dann umgegraben, nur mit einer 10 bis 15 Zentimeter hohen Schicht Erde, wie sie oben für die Saatkästchen angegeben ist, bedeckt. Nach dem Einbringen dieser Erde wartet man einige Tage, damit sich dieselbe setzen kann, ebnet sie und bringt die Samen auf, welche wie die in den Saatkästchen mit feingesiebter Erde oder Rheinsand bedeckt werden.

Will man noch früher versetzbare Pflanzen haben, so muß man sich ein Mistbeet einrichten. Man verfährt dabei wie bei den kalten Beeten, nur wird die dort ausgegrabene Erdschicht aufgehoben und durch Einbringen von frischem Pferdemiß, der fest eingestampft werden muß, ersetzt. Die Wände des Kastens werden mit frischem Pferdemiß umlegt, so daß letzterer ganz im Mist steht und sich bald erwärmt. Da, wo größere Quantitäten Pferdemiß zur Verfügung stehen und gebraucht wird, ist es vorteilhaft, ihn für die Treibbeete nicht frisch aus dem Stalle zu verwenden, sondern ihn vorerst in nicht zu großen, lockeren Haufen abseits, doch an einem bequemen und von der Beetlage nicht

zu weit entfernten Orte aufzusetzen. In diesem Falle wird er, nach und nach zur Vereitung der Beete verwandt, eine milde und andauernde Wärme geben, während er, in ganz frischem Zustande zum Verbrauch kommend, die Kästen rauch, aber nicht nachhaltig erwärmt. Fängt der Mist in den Kästen an zu entbrennen, was an der starken Ausdüftung und an dem stehenden Geruche zu erkennen ist, so wird diese schon vorher zubereitete Erde auf den Mist gebracht, anfänglich in einer etwas stärkeren Schicht, als eigentlich nötig ist, damit das Beet, zumal bei kalter Witterung, sich leichter und gleichförmiger erwärme. Geht man an die Bepflanzung, bezw. Besamung der Beete, so nimmt man die überflüssige Erde wieder so weit ab, daß Melonen, Gurken und Lattichsalat nicht über 20 Zentimeter, Blumenkohl, Karotten und anderes Wurzelwerk etwa 36 bis 40 Zentimeter Erde haben. Der Raum zwischen Erde und Glas darf anfangs nicht über 15 Zentimeter betragen, so daß die Fenster dicht über den Pflanzen liegen, ohne sie zu berühren.

Kommen bei fortschreitendem Wachstum die Blätter der Glasfläche nahe, so wird der ganze Kasten 5 bis 8 Zentimeter gehoben, auf den vier Ecken mit Backsteinen unterlegt, damit er feststehe und rund herum die unter den Wänden der Kästen entstandenen Lücken wieder sorgfältig mit Mist verstopft, damit keine Kälte eindringen kann. Bei Melonen, deren Ranken flach auf der Erde liegen, hat man den Kasten um so weniger zu ziehen nötig, als ihr Gedeihen durch die Nähe des Glases wesentlich gefördert wird. Um die Fenster behufs der Lüftung auf einer Seite zu heben und in dieser Stellung zu erhalten, bedient man sich des Lustholzes, eines farbigen eingeschnittenen Brettstückes, das man hoch oder niedrig unter die Fenster stellt, wo und wie es gerade notwendig ist, den Pflanzen auf einer Seite Luft zuzuführen, denn in diesem Betracht muß man sich nach der Windrichtung und Witterung richten. Die Hauptregel hierfür ist, daß man die Fenster auf der dem Winde entgegengesetzten Seite hebt, wenn er kalt und von einiger Stärke ist. Bei großer Wärme aber und gleichzeitiger Windstille ist es vortheilhaft, den Kasten von der Windseite zu heben.

Mit dem Besäen und Bepflanzen eines frisch bereiteten Mistbeetes darf man „sich nicht“ übereilen, vielmehr muß man demselben 6 bis 7, bisweilen wohl 10 bis 12 Tage Zeit lassen, sich zu erwärmen, und der anfänglich sehr starken Wärme, sich etwas zu mäßigen. Den rechten Zeitpunkt erkennt man daran, daß die Hand, nachdem sich das ganze Mistbeet gesetzt hat, die Wärme im Erdreich erleiden kann. Dem aus dem Mistbeete aufsteigenden Dunste muß man möglichst vorsichtig, damit das Beet nicht erkalte, Abzug zu verschaffen suchen, was am besten dadurch geschieht, daß man an der Oberkante des Fensters etwa 1 Zentimeter Luft gibt. Ist die Temperatur bis zu dem angegebenen Grade niedriger geworden, so geht man sofort an das Säen oder Pflanzen. Sie kann 10 bis 12 Tage anhalten. Merkt man nach dieser Zeit, daß das Beet sich abgekühlt hat, und ist die Witterung noch sehr rauh, so muß man den Umschlag erneuern oder wenigstens den alten Mist, wenn er noch nicht zu weit verfault ist, ausschütteln und ihm nur ein Drittel oder die Hälfte frischen Mistes zusehen. Bisweilen steigt die Wärme des Beetes nach der Bepflanzung infolge einiger warmer, sonniger Tage oder eines warmen Regens oder auch eines zu kräftig wirkenden Umschages um ein Beträchtliches und man muß dann auf eine recht reichliche Zufuhr frischer Luft Bedacht nehmen. Ueberhaupt darf die Lüftung bei einigermaßen milder Witterung nie verabsäumt werden, wenn man die Mistbeekulturen gedeihen sehen will. Die Mistbeete werden des Nachts zum Schutze gegen Kälte mit Deckläden versehen. Die Pflanzen in den sogenannten kalten Kästen sind weniger empfindlich und widerstehen ungünstiger Witterung deshalb leichter; man braucht bei ihnen weniger ängstlich in bezug auf Bedecken und Schattengeben zu sein.

Im Obstgarten schneidet man jetzt die Kopulier- und Pfropfreiser, es ist die höchste Zeit dazu. Man wählt hierzu einjährige Holzweige, welche gesund, stark und kräftig, etwas nahe aneinander stehende, vollkommen ausgebildete Augen haben, völlig ausgewachsen, nicht teilweise grün, sondern auf allen Seiten braun gefärbt sind und ganz weißes Mark haben. Diese Reiser sollen nur von ganz gesunden, fruchtbaren, in dem kräftigsten Alter stehenden

Bäumen genommen werden: Wasserschoffe (Räuber), sowie Fruchtweige sind zu der Anzucht hochstämmiger Obstbäume nicht zu gebrauchen. Zu Zwergbäumchen nimmt man gern solche Reiser, welche näher bei einander stehende Augen besitzen, sie geben fruchtbare und bald tragende Bäume. Muß man Reiser mit Fruchtäugen verwenden, wie dies bei Pfirsichen und Aprikosen der Fall ist (welche aber in der Regel nur durch Okulation veredelt werden), so sind die Zweige mit doppelten Augen, von welchen das eine ein Holzäuge ist, die besten. Bei der Abnahme der Veredelungsreiser sehe man besonders darauf, daß sie verschieden stark geschnitten werden, weil sie zu verschiedenen Stämmen und zu verschiedenen Veredelungen dienen sollen. Von den Bäumen abgenommen, verwahrt man die Kopulierreiser zu Winterveredelungen an demselben Orte, an welchem auch die jungen Stämmchen über Winter aufbewahrt werden. Zum Kopulieren oder Pfropfen im Frühling aber bringt man dieselben an einen kühlen und schattigen Ort des Gartens in kleine, in die Erde gemachten Gräben und bedeckt sie daselbst etwas mit Erde. Die Bezeichnungen dieser Reiser nach ihren Obstsorten müssen an denselben so angebracht werden, daß sie aus der Erde hervorsehen und leicht erkannt werden können. Bei stärkerem Frost überdeckt man diese eingegrabenen Reiser mit einer Lage Laub. Sollen Pfropfreiser versendet werden, so steckt man sie in eine Kartoffel oder verpackt sie, mit etwas befeuchtetem Moose umgeben, in einer Schachtel. Erhält man Reiser von entfernten Gegenden, welche etwas ausgetrocknet erscheinen, so schlägt man sie der Länge nach in die Erde und hält sie mäßig feucht.

Zum Veredeln der Bäume und auch zu anderen Zwecken bereitet man sich einen hinreichenden Vorrat von Baumwachs, Baumkitt und Baumörtel. Zur Vereitung eines kalkflüssigen Baumwachses läßt man ein Pfund gewöhnliches Tannenharz in einem Gefäß auf dem Feuer zerfließen, rührt hierauf, so lange das Harz noch flüssig ist, etwa 100 Gramm Spiritus darunter und schüttet die Masse sodann in Flaschen, welche sogleich mit Stöpfeln verschlossen werden. Oder es werden $3\frac{1}{2}$ Pfund Tannenharz, $\frac{1}{8}$ Pfund gelbes Wachs, ebenso viel Pech flüssig mit einander vermenget und unter beständigem Umrühren der Masse noch $\frac{1}{2}$ Pfund dicke Terpentiu und $6\frac{1}{2}$ Pfund Fischtran beige mengt. Alles kalkflüssige Baumwachs wird mit einem Pinsel aufgetragen und nach dem jedesmaligen Gebrauch muß die Flasche mit einem Stöpsel wieder gut verschlossen werden. Zum Verstreichen von Schnitt- und anderen Wunden an Obstbäumen bedarf man im Obstgarten auch öfters eines guten Baumkittes und Baumörtels, welche auf folgende Weise bereitet werden: Zur Herstellung eines guten Baumkittes werden ein Teil gestoßener Kalkschutt, ein Teil Holzasche, $\frac{1}{8}$ Teil Rheinsand und 2 Teile reiner Kuhdünger gut mit einander vermenget; derselbe wird 5 bis 7 Zentimeter dick aufgetragen, gut angedrückt und sodann mit trockener Holzasche überstreut. — Zu Baumörtel nehme zwei Teile frischen Kuhdünger, ein Teil gestoßener Kalkschutt, ein Teil Holzasche und etwas feinen Sand; man mischt die Masse gut durcheinander, überstreicht damit die Baumwunden und überstreut den aufgetragenen Mörtel mit feiner Asche, welcher $\frac{1}{8}$ Teil gebranntes Knochenmehl zugemischt ist, worauf sich die Masse erhärtet.

Beerensträucher in gutem Kulturzustand gehören mit zu den Seltenheiten in den meisten Gärten, weil die Meinung, die Beerenobststräucher seien so genügsam, daß sie, in irgend einen Winkel des Gartens gepflanzt und sich selbst überlassen, ohne Pflege gedeihen, ziemlich allgemein verbreitet ist. Wer kennt nicht jene häßlichen, stacheligen, dicht verwachsenen, von allem möglichen Unkraut durchwucherten Heden von Stachel- und Johannisbeeren, wie sie sich leider nur zu häufig finden! Daß an so zurückgekommenen Beerensträuchern keine gute und vollkommene Frucht wachsen kann, ist selbstverständlich. Hinsichtlich des Bodens sind sämtliche Beerenobststräucher nicht sehr anspruchsvoll, man kann als Regel aufstellen, daß sie in jedem, nicht gar zu leichten Gartenboden gedeihen, namentlich wenn man mitunter durch Düngung nachhilft, was am besten jetzt im zeitigen Frühjahr mit flüssigem, abgestandenen Dünger geschieht. Hauptächlich muß aber der Beerenobstzüchter darauf achten, seine Beerenobststräucher in solcher Entfernung zu pflanzen, daß eine Bearbeitung des Bodens um

jeden einzelnen Strauch möglich ist, er muß dieselben immer rein und im Schnitt halten. Die Stachelbeeren, Johannis- und Himbeeren ertragen den Schnitt nicht allein gut, sondern verlangen denselben sogar, wenn man von ihnen einen reichlichen Gewinn vollkommener Früchte erwarten will. Das Beschneiden der Stachelbeersträucher wird jährlich zweimal ausgeführt, im Sommer und im Winter. Während der Sommerchnitt hauptsächlich darauf gerichtet ist, die Pflanzen zu lichten, wenn durch querlaufende Äste und Wasserchöpfe die Einwirkung von Luft und Sonne auf die Früchte beeinträchtigt ist, hat der Winterchnitt, welcher jetzt im Februar vorgenommen werden soll, den Zweck, alle Dnerreiser und Wasserchöpfe zu entfernen. Auch die langen Triebe und niedrigen Kriechreiser fallen unter dem Messer, letztere, wenn sehr weit untenstehend, können abgeseht werden. Auch das alte, unfruchtbare Holz muß weg, aber gegen die Reiser des letzten Jahres verfähre man schonend und sei stets bedacht, einen hinlänglichen Vorrat schicklich stehender Seiten- und Erdreiser aufzusparen, um damit alles Holz ersetzen zu können. Die überflüssigen Seitenreiser an den guten Hauptästen nimmt man nicht ganz ab, sondern schneidet sie auf ein oder zwei Augen zurück, um Tragknospen hervorzubringen. Alle regelmäßig gewachsenen Reiser werden nur an den Enden gekürzt. Mehr noch als der Stachelbeerstrauch bedarf die Johannisbeere des Schnittes. Beim jetzigen Schnitt im Februar muß man darauf hinarbeiten, daß die Kronen nicht zu buschig werden, es müssen deshalb nicht nur die abgestorbenen und mehr oder weniger schadhaften Äste hinweggenommen werden, sondern auch die zu dicht stehenden Tragreiser. Die Reiser des vorigen Sommers werden auf zwei bis drei Augen eingekürzt, damit sich Tragholz daraus bildet. Die langen, die Kronen entstellenden Reiser werden entfernt, die natürlichen, kleinen Tragzweige von den Johannisbeersträuchern sind aufs fleißigste zu schonen. Der Himbeerstrauch trägt nur auf zweijährigen Trieben. Man richtet nun sein Augenmerk darauf, für festen Vorrat an jungen Trieben zu sorgen. Alle jungen Triebe, die nach den Monaten Mai und Juni noch austreiben, werden unterdrückt, hauptsächlich jene, die an den Endspitzen der Wurzelansläufer hervortreiben. Auch unter den im Monat Mai und Juni entstandenen Trieben halte man Umschau, wo sie zu dicht stehen, nehme man die schwächsten hinweg, unterdrücke auch die sonst noch unter diesen Trieben befindlichen Schwächlinge und Kümmerer. Jetzt im Februar nimmt man seine Pflanzen noch einmal vor, läßt jeden Stod sechs bis acht kräftige Stengel als Tragstengel und schneidet dann jeden dieser ausgewählten Triebe unter dem schwachen herabhängenden Teile zurück, so daß etwa zwei Drittel bis Dreiviertel der Länge des Triebes stehen bleibt. Zieht man Himbeersträucher an Mauern oder an einer freistehenden Spalierwand, so empfiehlt es sich, die Stengel etwas schräg anzuhängen.

Die Spaliere von Pflaumen und Aprikosen werden mit übergestellten Brettern, übergehängten Strohdeden oder Tüchern vor der Sonne verwahrt, damit sie nicht zu früh austreiben, wodurch sie später leicht Schaden leiden. Diese Decken müssen aber schief und zwar so angebracht werden, daß zwischen ihnen und den Bäumen der Zutritt der Luft vollständig gesichert ist.

Eulen.

Auf Veranlassung des Königl. Preussischen Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ist vor einiger Zeit ein Bericht des Regierungsrats Köbrig vom kaiserlichen Gesundheitsamt über das Fangen von Eulen den Mitgliedern der Forstverwaltung zur Beachtung zugegangen. Bei dem zum Zwecke der Magenuntersuchungen eingelieferten Eulen ist nämlich wahrgenommen, daß die weitaus meisten in Eisen gefangen und die Fänge völlig zerschmettert waren. Die Eulen gehören zu den allernützlichsten Vögeln, deren Erhaltung zum Besten der Forst- und Landwirtschaft unbedingt notwendig ist. Es darf auch angenommen werden, daß die Eulen sich zufällig in den Eisen fangen, die für Tagraubvögel aufgestellt sind und über Nacht fänglich stehen bleiben, weil der beteiligte Beamte keine Zeit oder keine Lust hat, dieselben abends abzustellen

und in der Frühe wieder zum Fange herzurichten. Dadurch wird eine große Anzahl von Eulen vernichtet, trotzdem die heutige Technik es längst dahin gebracht hat, Fallen zu schaffen, welche den traurigen Erfolg, die gefangenen Vögel in tierquälerischer Weise zu verstümmeln, vermeiden. Diese Fallen besitzen an den Schlagringen einen Überzug aus Gummi, der fest genug ist, um das Herausziehen des festgehaltenen Gliedes zu verhindern, andererseits aber die Kraft der Feder so weit abschwächt, daß ein Zerschmettern des Knochens nicht die unmittelbare Folge des Fangens ist. Werden solche Fallen angewendet, so hat der Fänger es in der Hand, die unabsichtlich Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen. Auch die schädlichen Arten hat er bei dieser Art des Fanges besser verwerten können, als wenn sie durch die Verstümmelung zum Ausstopfen unbrauchbar geworden sind. Es kann nicht dringend genug empfohlen werden, nur solche Eisen zu benutzen, welche die angegebene Schutzvorrichtung haben. Dadurch wird zur Erhaltung einer Gruppe von Vögeln beigetragen werden, die von wichtigem Einfluß auf Forst- und Landwirtschaft sind. Zudem wird es ja auch vermieden, Tiere den fürchterlichen Qualen auszusetzen. Die bisher benutzten Eisen können für den gedachten Zweck leicht geändert werden, wenn man einen Gummischlauch von passender Ausdehnung und Weite der Ränge nach ausschneidet, um die Bügel legt und festbindet. Manchmal wird es bei Eisen mit nicht zu starken Federn ausreichen, die Bügel fest mit Berg zu umwickeln.

Es kommt hierzu, daß die Erlegung und der Fang von Eulen zum Zweck der Magenuntersuchung deshalb nicht notwendig ist, weil die Beobachtung im Freien in Verbindung mit der Untersuchung der von den Eulen regelmäßig ausgeworfenen Gewölle als genügend bezeichnet werden kann.

Wir möchten für jetzt noch ansügen, was über die Nützlichkeit der Schleiereule Freiherr v. Schilling in der Leipziger Zeitschrift „Der Lehrmeister im Garten und Kleintierhof“ schrieb: „In einer Herberge hinter einem Walde in Oberschwaben steht eine ausgestopfte Schleiereule. Der ausfliegende Städter, der Bauer, der Handwerksburche und der die Heerstraße abwalzende Strömer, alle bestaunen das Tier; die meisten verabscheuen und verwünschen es und bewundern den tapferen Wirt, — er ist inzwischen gestorben — der es weggeschossen, und so die Gegend von dem Schensal befreit habe! Wir fragten die Wirtin, warum ihr Mann denn den so nützlichen Vogel getötet habe? „Ja, der hat die Schener drüben unsicher gemacht! Genugt hat der „Koge“ uns doch „to Drecks“, aber g'schnaut hat er d' Nächten durch und gruselig gestöhnt — Jesus, wenn da ein Krankes wo liegt! Und Kinder waren halt an da — weiß m'r doch, daß d' „Schleierauffe“ ihnen an d' Wiegen geht, d' Milch giften und was noch alles!“ Also da war mit Befehrung nichts zu machen! Ich fragte nur noch, ob sie tüchtig Mäuse hätten? „O, mehr wie g'nua!“ Und werden die Katzen mit ihnen fertig? „Mit immer!“ —

Der Schleiereule (*Strix flammea* L.), etwa in der Größe einer stärkeren Taube, graubräunlich mit hellbraunroten Bändern auf den Flügeln, ist eigentümlich die herzförmige Anordnung des krausen Gefieders, welches die Augen und den Schnabel einrahmt, des sogenannten Schleiers. Sie ist ein vorzüglicher Mäusefänger; was sie als solcher leistet, beweisen die von ihr als unverdaulich ausgeworfenen „Gewölle“. Diese bestehen zum größten Teil aus Fellen, Schädelteilen und Knochen von Mäusen aller Arten, wobei wohl auch einige der nützlichen Spitzmäuse unterlaufen mögen. Die Eule fängt aber auch größere Nachtinsekten, besonders Falter, weg. Ihr nächtliches Gebären gefällt allerdings nervösen Schlaflosen und schlaflosen Kranken wenig. Ihr heiseres „Chhrrääh“ klingt nicht lieblich, und sie läßt, in versteckten Winkeln sitzend, oft stundenlang Töne hören, die an rätselndes Schnardchen eines schlafenden Menschen erinnern. Ganz merkwürdig ist die Tatsache, daß Schleiereulen sich öfters als ganz friedliche Mitbewohner in Taubenschlägen ansiedeln und dabei von den Tauben keineswegs gefährdet werden. Der forstliche Naturforscher und Zoologe Prof. Dr. Altum berichtet, daß in einem Falle eine Schleiereule und eine Taube dasselbe Nest benutzen. „Die Schleiereule bitten wir überall zu hegen, denn sie verdient es.“

Was die Pferde denken.

Während ihr fahrt, um euch zu schonen oder um zu genessen, bitten wir euch, auch auf uns zu achten, ohne welche diese Erleichterung eures Daseins nicht möglich wäre.

Wenn jeder von euch sich weigern würde, in einem überladenen Wagen zu fahren oder in einem solchen mit lahmen Pferden, und wenn ihr unsere Kutscher anregen würdet, auf uns Rücksicht zu nehmen, anstatt sie zu noch schnellerem Fahren zu nötigen, so würde unsere Lage bald eine ganz andere sein.

Schnelles Fahren und zu viele Arbeitsstunden schaden uns in einem Tage mehr als Wochen harter Arbeit mit gütiger Behandlung.

Wenn wir an steile Wege kommen, so hilft es uns ungemein, wenn einige von euch durch Aussteigen und Mitschieben unsere Arbeit erleichtern.

Denkt daran, daß wir im Sommer nach einem Trunk frischen Wassers ledigen und ihn mit Behagen zu uns nehmen würden. Denkt auch daran, daß wir nach anstrengendem Lauf uns erkälten, wenn wir ohne Decke still stehen müssen. Sorgt nicht nur für euch selber!

Und bevor ihr auf uns reitet, sehet doch nach, daß unsere Sättel gut sitzen, und daß unsere Rücken nicht wund sind. Saget euren jungen Söhnen und Töchtern, daß es eine Grenze für die Ausdauer eines Pferdes gibt, daß das beständige schnelle Reiten oder Fahren, wenn es auch für sie ein Entzücken ist, für uns oftmals großes Leiden bedeutet.

Wenn ihr Pferde mietet, so seht doch der grausamen Mode des Schwanzzügens ein Hindernis dadurch entgegen, daß ihr immer denjenigen von uns Pferden den Vorzug gebt, welche nicht verstämmelte Schwänze haben und infolge dessen nicht verurteilt sind, lebenslanglich durch Fliegen und andere Insekten zu leiden.

Wir wenden uns auch an unsere Besitzer und Kutscher selbst. Wenn irgend einer von euch denkt, das für uns fürchterliche Martierinstrument „Aufsahzügel“ (Kopfschaltezügel) durchaus anwenden zu müssen, so vermindert wenigstens unser Leiden, indem ihr den straffen Riemen lockert, während wir unterwegs wartend dastehen, so daß wir den Kopf wieder auf einige Zeit frei bewegen können. Wir können mehr arbeiten und weiter und schneller laufen, wenn unsere Köpfe frei sind.

Wenn ihr findet, daß wir nicht gut fressen, bitte, untersucht unsere Zähne und seht nach, ob sie zu lang oder scharf geworden sind und infolge dessen unsere Mäuler zerreißen. Sie müssen vorsichtig abgefeilt werden, was ein Tierarzt in einigen Minuten tun kann.

Denkt ebenfalls daran, daß es, gerade wie bei euch selbst, auch für uns Pferde mitunter Tage gibt, an denen wir uns nicht wohl fühlen. Erwartet daher nicht, daß wir wie Maschinen immer so viel laufen und so viel ziehen können, wie ihr es wünscht.

Wir geben unsere ganze Kraft hin für euch Menschen. Seid ihr nun aber auch gerecht und rücksichtsvoll gegen uns!

Verschiedenes.

n. Eine nützliche Eigenschaft des Karpfens, die bisher kaum beachtet worden ist, hat jetzt die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gelenkt. Die Beziehung ist eine höchst sonderbare und unerwartete, denn es hat sich herausgestellt, daß der Karpfen der Verbreitung einer der schlimmsten Krankheiten unserer Schafe Abbruch zu tun vermag. In Europa und in Amerika gehen jährlich Millionen von Schafen zugrunde an der sogenannten Leberegelkrankheit, die durch einen Saugwurm (*Distomum hepaticum*) veranlaßt wird. In Nordamerika, wo man den aus Europa eingeführten Karpfen zuerst gar nicht zu würdigen gewußt und ihm alle möglichen, mehr oder weniger eingebildeten Übelthaten nachgesagt hat, ist seit einiger Zeit die Beobachtung gemacht worden, daß in gewissen Gebieten, wo der Karpfen eine erhebliche Verbreitung gewonnen hat, die genannte Krankheit unter den Schafherden abnahm. Die Angelegenheit wurde für wichtig genug gehalten, um eine Untersuchung seitens des staatlichen Bureaus für Tierindustrie herbeizuführen. Ein Gelehrter dieses Bureaus hat daraufhin die Frage studiert und jetzt über die Ergebnisse seiner Forschungen berichtet. Der vermutete Zusammenhang hat sich bestätigt. Der Karpfen hat einen Einfluß auf den Rückgang der Leberegelkrankheit, aber nur in der nächsten Umgebung seines Verbreitungsbezirkes. Die Erscheinung zeigt sich besonders in dem niederen Gelände, das gelegentlichen Überschwemmungen ausgesetzt ist, und in diesem Falle ergibt sich eine zwanglose Aufklärung.

Sobald die Überschwemmung eintritt, verläßt der Karpfen seine Gewässer und siedelt auf das eben unter Wasser gelegte Gebiet über. Er gräbt sich dort recht wie ein Schwein in die Schlammassen ein und verzehrt vor allem sämtliche Landschnecken, die ihm begegnen. Diese Weichtiere aber sind es gerade, die den Keim des gefährlichen Wurmes in sich entwickeln und auf die Schafe übertragen. Der Karpfen schützt letztere vor der Ansteckung, indem er unter den Weichtieren aufräumt. Abgesehen haust der Wurm auch in einigen Wassermollusken, die gelegentlich von den Schafen verschluckt werden, namentlich in den Lymnäen, und auch sie sind eine Lieblingsnahrung des Karpfens. Aus diesen Tatsachen erklärt es sich, daß die Schafherden in den zeitweise überschwemmten Niederungen, wo der Karpfen reichlich vorkommt, verhältnismäßig von der gefährlichen Krankheit verschont bleiben, während sie ihr im höheren Gelände preisgegeben sind. Die jungen Distomen, die mit dem Namen Cercarien besetzt und früher für selbständige Tiere gehalten worden sind, heften sich übrigens auch an Grashalme an und werden dort bei Überschwemmung der Wiesen vom Karpfen abgelesen, während sie andernfalls sehr leicht von den Schafen mit dem feuchten Gras mitgefressen werden. Rasse Weiden sind für die Verbreitung der Krankheit der geeignetste Platz, besonders wenn sie von flachen Gräben durchzogen werden, in denen die Schnecken ein gutes Fortkommen haben. Mit dem Kot der Schafe gelangen die Keime der Würmer dann in die Schnecken, von diesen wieder auf das Gras, von den Grashalmen in den Verdauungskanal der Schafe, und so ist der böse Kreislauf geschlossen. Den Karpfen wird man nun nicht immer zur Vernichtung der Wurmlarven mobil machen können. Außer ihm gibt es gegen die Krankheit nur noch einen Verbündeten für den Schafzüchter, nämlich die Pflege der vielgehassten Frösche und Kröten. Auf den Hawaii-Inseln weiß man deren Nutzen in dieser Beziehung zu schätzen und setzt sie in großen Mengen auf die Weide, damit sie die gefährlichen Schnecken vertilgen.

Um das unangenehme Ausdünsten der Käfige für Vögel, Tiere usw. zu verhindern, sei folgendes Mittel empfohlen: Man bestreut die Böden der Käfige zuerst mit einer Schicht Feldgips, schwefelsaurem Kalk, und zwar hauptsächlich da, wo sich Trink- und Badegefäße befinden. Aber diese Gipschicht streut man etwas Sand. Dasselbe Verfahren kann man auch auf Taubenböden und Hühnerställen anwenden, und es ist um so mehr zu empfehlen, als der Kitz die Düngkraft des Vogelmistes erhöht und vermehrt.

Der Unterricht junger Dompfaffen (Gimpel) oder jeder anderen Vogelart zu dem Zwecke des Erlernens von Liedern ist nicht so leicht und erfordert große Geduld. Täglich, so rät L. Walter, wird dem jungen Vogel mehrere Male mit dem Munde in reinem Tone, voll und stark, oft stundenlang das zu erlernende Lied immer von Anfang bis zu Ende vorgepfliffen, stets in demselben Tempo und derselben Höhe. Fängt der Vogel an nachzuspfeifen und bleibt stehen, so fängt man immer wieder von Anfang an das Lied vorzuspfeifen, denn eine Nachhülfe an jener Stelle, wo der Vogel stehen bleibt, würde eher schaden als nützen. Man muß mit dem Unterricht so lange fortfahren, bis der Vogel die Melodie vollständig erlernt hat. Die jungen Vögel sind am aufmerksamsten und lernen am besten in den Morgenstunden, wenn sie sich vorher gefättigt haben. Sie dürfen aber dabei keinen anderen Vogel, keine freischwende Tür und dergleichen hören, denn alle diese Töne lernen sie leichter, als ihr bestimmtes Lied, und mischen dieselben nachher in dieses ein, was sehr unangenehm ist. Die Weibchen lernen auch ihr Liedchen, aber bei weitem nicht so voll und rein wie die Männchen. Von diesen werden manche zu wirklichen Künstlern. Der Unterricht muß von Zeit zu Zeit wiederholt werden, namentlich nach der Mauser, da während derselben der Zögling manches vergißt, was auch bei alten Meistern vorkommt. Manche Schüler lernen 2 bis 3 Stücke ohne sonderliche Mühe; einzelne behalten das Gelehrte für ihr ganzes Leben. Besonders schön klingt ein Triller, wenn er von dem Gimpel gut ausgeführt wird. Ein Vogelfreund hatte einen abgerichteten Gimpel, der sich so an seinen Pfleger gewöhnt hatte, daß er nach dessen Tode seine Lieder verstummte ließ, wenig Futter nahm und in wenigen Wochen darauf starb. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn solche Gimpel von den Liebhabern sehr geschätzt, hoch gehalten und teuer bezahlt werden. Der Preis richtet sich nach dem Werte des Vogels; fängt er seine Melodien von selbst an, oder pfeift er auf Kommando, so ist der Preis ein hoher. Verzerrung, Schreck, Ärger und Aufregung sind von dem Zögling also streng fernzuhalten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: R. D. Dieffenbach in Wiesbaden. — Druck und Verlag der V. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.